LOUISE JUHL DALSGAARD

# GENUG

ROMAN · PICUS

LOUISE JUHL DALSGAARD

# GENUG

ROMAN

Aus dem Dänischen von
Gerd Weinreich

PICUS VERLAG WIEN

Ich vertraue meine Geheimnisse einem Stein an,
dann grabe ich ihn ein, weit weg, ich habe Angst,
dass er sich verplappert.

Ich habe kein Gefühl in den Fingerspitzen. Es ist die Jahreszeit, gemischt mit der Angst, gemischt mit plötzlichen Krämpfen. Ein Körper hat sich in Haut und Haar eingepackt, er ähnelt etwas, was mir ähnelt. Wäre da nicht gerade die Gefühllosigkeit in den Fingerspitzen und so weiter.

Wie beschreibt man eigentlich etwas, das man nicht spüren kann – eine Phantomleere?

Ich schreibe:

»Da ist etwas tief innen in der Mitte, das nicht wehtut.«

Am 24. August 1992 schreibe ich auf einen Zettel: »Ab heute will ich gesund leben, Sport treiben und abnehmen.«

Ich bin gerade mit dem Gymnasium fertig, ich habe einen lieben, Saxofon spielenden Freund, meine Eltern sind weder gewalttätig noch auf andere Weise rabiat. Ich möchte Literaturwissenschaft studieren und klug sein, nicht nur im Kopf, sondern auch mit dem Herzen, und werde die Liebe so sehr einfordern, dass sie wirklich wird. Ich möchte die Welt spüren, nicht auf Abstand und mit Vernunft; nein, ich möchte mit dem Feuer spielen, bis ich nach Pisse rieche. Das sind natürlich hardcoremäßige Vorhaben, schwer anzupacken. Also schreibe ich stattdessen diesen kleinen Zettel und hefte ihn an meine Pinnwand: »Ab heute will ich gesund leben, Sport treiben und abnehmen.« Im Laufe von neun Monaten nehme ich vierzig Kilo ab, werde von einer Hochschule nach Hause geschickt, weil man es nicht wagt, die Verantwortung für mein Leben zu übernehmen, ziehe in eine Dachgeschosswohnung in Kopenhagen, lese Herbjørg Wassmos »Dina« und weine, weil

sie so hässlich und liebenswert zugleich ist. Eine Ärztin weist mich ins Krankenhaus ein, weil sie eine Latenzzeit von mehr als fünfzehn Sekunden zwischen ihrer Frage und meiner Antwort feststellt. Nicht weil ich meine Antwort abwägen müsste, sie fragt mich nur nach meinem Namen, sondern weil mein Gehirn auf Stand-by geschaltet ist. Ich komme im Frederiksberger Krankenhaus auf eine somatische Station mit Aidskranken, Krebskranken – und dann ist da noch Hanne, so heißt sie, glaube ich. Hanne war plötzlich gelähmt. Von heute auf morgen konnte sie nicht mehr gehen. Es war Stress, wie sich zeigte. Sie hatte über einen längeren Zeitraum ein Verhältnis mit einem Prominenten, er liebte sie sehr, wollte aber seine Frau nicht verlassen. Dieser Druck – heimlich und portionsweise zu lieben – lähmte sie. Nach sechs Wochen im Krankenhaus kann sie wieder gehen. Ich weiß nicht, was aus Hanne und ihrem heimlichen Verhältnis geworden ist, aber ich habe in *Ud & Se* gelesen, dass dieser Prominente immer noch mit seiner Frau verheiratet ist.

Während die Menschen um mich herum sterben, lahm oder gesund werden, werde ich rund um die Uhr von Medizinstudenten überwacht, die derart eifrig bestrebt sind, Verständnis für mich zu

zeigen und Rücksicht auf mich zu nehmen, dass ich sie um meinen kranken kleinen Finger wickeln kann. Ich schaffe es, Essen in Jacken- und Hosentaschen und im Schlüpfer zu verstecken, Saft aus dem Fenster zu kippen und mich in die Krankenhausküche zu schleichen und meine kalorienreiche Kost gegen Diabetikerkost auszutauschen. Schließlich werde ich entlassen – auf einen Reiterhof in Hundested. Das hat mir gerade noch gefehlt. Es ist kalt und langweilig und wahnsinnig einsam, ich habe wenige Erinnerungen daran, ich bin dünn und müde und mein Gehirn ist auf Sparflamme. Aber ich kaufe mir eine Katze, Aishaa, für dreitausend Kronen, und die bekommt all die Liebe, die ich mir selbst nicht gönne. Ich esse schimmeliges Brot in der Hoffnung, dass ich krank werde und daran sterbe. Irgendwann komme ich weg von dort, fange an, Literaturwissenschaft zu studieren, hier erinnere ich mich unter anderem an Tue, Silberhose und Locken, wahnsinnig schlau. Ich hingegen bin nicht besonders schlau, denn ich konzentriere alle meine Kräfte darauf, auf leeren Magen jeden Morgen zwei Kilometer zu schwimmen und nach der Vorlesung zehn Kilometer zu laufen. Ich esse Tomaten aus der Dose, lutsche Brühwürfel, trinke Southern Comfort, ziehe um

nach Aalborg, studiere Bibliothekswissenschaft, habe einen Heimtrainer und einen Stairmaster in meiner Einzimmerwohnung. Ich muss ja in Bewegung bleiben. Esse mich nachts satt, wenn die Vernunft aussetzt und der Körper sprechen darf, überlebt, spindeldürr, sich sehnt, fertig ausgebildet wird.

Was war das denn nun mit Feuer und Pisse, was anfangs so wichtig war?

Ich ziehe nach Aarhus und studiere weiter (weiter, immer weiter), ende im Zentrum für Essstörungen, zehn Monate, mit einer Sonde gefüttert und so nah dran an einer Persönlichkeitsspaltung, wie man es nur sein kann, ohne es eigentlich zu sein. Mein Gehirn möchte gesund sein, mein Körper beharrt darauf, dass ich es nicht wert bin. Jede Nacht, in der ich dort bin, nehme ich einen Bürostuhl als Hantel und stemme ihn, hoch, runter, hoch, runter, und mache dabei jede Nacht drei Stunden lang Kniebeugen. Und trinke Wasser vor jeder Gewichtskontrolle. Erreiche schließlich die famosen fünfzig Kilo, werde zur Dauerbehandlung in eine Einrichtung auf einem Acker in Mitteljütland überwiesen. Hier haben wir Gruppensitzungen: Ob ich mir nicht neue Socken kaufen kann, denn einer der Bewohner kann die, die ich anha-

be, nicht leiden, und »übrigens knirschen deine Schuhe«.

Dann denke ich, nun musst du dich aber verdammt noch mal zusammenreißen, sonst musst du noch den Rest deines Lebens damit verbringen, auf einem Acker in Mitteljütland über Strümpfe und Schuhe zu diskutieren. Und ich reiße mich zusammen, langsam, aber sicher. Albere mit Männern herum, lese Bücher und denke verwirrte Gedanken, bekomme eine Arbeit, mache Dinge, die man auch macht, wenn man nicht krank ist, ich funktioniere.

Voruntersuchung 12.01.98

Pat. ist überwiesen von Oberarzt XXX, Abschnitt B14, Ålborg, zwecks Behandlung.
Kurz zusammengefasst ist Pat. in Ålborg geboren und aufgewachsen. Die Mutter das erste Jahr Hausfrau, danach Arbeit als Krankenhauslaborantin. Der Vater ist Professor für Sprachtechnologie und war Gastprofessor in Kanada, wo die Familie ein Jahr wohnte, als Pat. ganz klein war.
Pat. beschreibt ihre Schulzeit als glücklich, war sozial aktiv, extrovertiert, kam schulisch gut zurecht. Hat das Abitur mit einem Schnitt von 1,5 bestanden. Datiert ihre Essstörung präzis auf den 24.08.92 im Zusammenhang mit dem Abitur. Fühlte sich leer und hatte Schwierigkeiten, ohne Schule einen Lebenssinn zu sehen. Fühlte sich auch etwas zu dick, wog 72 kg, was bei einer Größe von 164 cm BMI 27,1 entspricht. Beschloss daher, Sinn in einer Gewichtsreduktion zu finden, und verfiel dem anorektischen Verhalten, das Pat. seitdem zeigt.
Symptome von Unterernährung: Frösteln, Müdigkeit, Schlafstörungen, Bauchschmerzen, Amenorrhö,

Gliederschmerzen, verminderte Konzentrationsfähigkeit, Ödeme an Händen, Knien und Füßen und in der Augenregion.

...

XXX, 1. Assistenzarzt/dr

1

»Sollen wir einen Spaziergang machen«, fragt meine Mutter, »sollen wir einen Hefeteig ansetzen?«

Ich weiß nicht, wie lange sie noch zu fragen gedenkt, und ich weiß nicht, ob sie erwartet, dass ich antworte.

»Alles gut?«, fragt sie und geht zur Tür hinaus, ohne sich umzudrehen.

Ich kann die ganze Zeit ihre Schritte, ihr Gerede hören.

Schließlich schlägt sie vor, dass wir uns einen Hund anschaffen sollen, genau das sagt sie. Dass wir uns einen Hund anschaffen sollen!

»Ich will keinen Hund«, antworte ich.

»Dieses Herumgewedele halte ich nicht aus, ich habe keinen Schwanz, mit dem ich ihm antworten könnte.«

Im Fernsehen sehen wir eine Sendung über die unsterbliche Qualle Turritopsis nutricula. Das Tier ist theoretisch unsterblich, da es sich von einem geschlechtsreifen Stadium in ein unreifes Stadium zurückentwickeln kann.

Als würde ein Mensch sich vom Erwachsenen zum Kind entwickeln.

Es ist Juli und die kräftigen Sonnenstrahlen fallen so, dass alles im Zelt in der Farbe des Zelttuchs leuchtet.

Ich sitze drin und denke: So ist es, sich orangefarben zu fühlen.

Später: Fühlt es sich so an, ein Mensch zu sein?

In meiner Klasse ist ein Mädchen. Monique. Sie ist wie ein Edelstein und hat eine Zahnspange.

Ich sage meiner Mutter, dass ich auch eine Zahnspange möchte, aber sie faltet ein Geschirrtuch in der Mitte, einmal, und dann noch einmal. Dann schaut sie mich an und sagt:

»So hängen die Dinge nicht zusammen.«

Ich frage:

»Wie dann?«

Ich liebe Lieder wie zum Beispiel »Tom Dooley« und »Mariechen saß weinend im Garten«, aber mein Musiklehrer verbietet mir zu singen, denn ich singe zu laut, so ist es mit mir, zu laut, zu liebebedürftig, zu viel. Ich liebe die Sommer, die heißen, und ich laufe herum und gieße in allen angrenzenden Gärten, als wäre das eine Art Strafe für etwas, von dem ich nicht so recht weiß, was es ist. Und ich liebe die langen Abende, an denen ich derart die Klappe halte, dass es meinem Vater auffällt und meine Zähne vor Freude prickeln.

Es gibt auch Tage, an denen ich aufwache und alles vergessen habe – irgendwie ALLES. Zum Beispiel, wozu Schuhe eigentlich gut sind.

In einem Winter bekomme ich ein Sonnenekzem und Fieber, und in meiner Verwirrung stelle ich mir vor, dass ich eine Eidechse bin, die den Schwanz verliert. Ich liege in meinem Bett und rufe: »Ich verschwinde, ich verschwinde.«

Später fange ich an zu zweifeln. Vielleicht, weil ich aufhöre zu essen, so in der Art »wenn A, dann B«, »wenn Haut, dann Knochen«.

Es vergehen auf jeden Fall viele Jahre, bevor ich

erkenne, dass kein Trost darin liegt, irgendwie zusammenzuhängen, sondern dass man auch so leben kann wie eine Eidechse ohne ihren Schwanz.

Als ich acht bin, wünsche ich mir ein Pferd.

Meine Mutter sagt, so was macht viel zu viel Arbeit. Stattdessen gibt sie mir Geld. Davon kann ich mir eine Schildkröte kaufen.

Ich taufe die Schildkröte im Waschbecken.

Kaninchen nenne ich sie.

Dann lese ich über Schildkröten, wie man sie behandelt und pflegt, und eine Geschichte darüber, dass die Erde auf einem Schildkrötenpanzer ruht. Ich finde das spannend und fange an, alles Mögliche über die Erde und den Weltraum zu lesen, über Sterne und Galaxien und über Planeten ohne Wasser.

Meine Mutter sagt, ich soll bei solchen Sachen aufpassen, nicht an schwarze Löcher und Unendlichkeit denken. »Man wird verrückt«, sagt sie.

Ich denke an nichts anderes.

Ich lese auch sehr viel über Eulen, ich finde es spannend, dass ihre Augen so tief liegen und sie ihren Nacken sehen können.

Ich schreibe eine Geschichte über eine Eule, die Ulla mit Vor- und Nachnamen heißt:

»Ich heiße Ulla Ulla«, schreibe ich, »aber die meisten nennen mich nur Ulla.«

Ich zeige die Geschichte mit der Eule meiner Lehrerin, die meine Mutter anruft.

Sie reden lange miteinander, und als das Gespräch beendet ist, fragt meine Mutter, ob ich Hunger habe.

Am nächsten Tag bittet mich die Lehrerin, alles aufzuschreiben, was mich glücklich macht.

»Wenn ich auf dem Kopf stehe und lächle, dann denken die Leute, dass ich traurig bin«, schreibe ich.

Ich bekomme es zurück mit der Bemerkung, dass ich die Aufgabe missverstanden habe.

Im ersten Schuljahr kommt ein neuer Junge in die Klasse, er heißt Kaspar mit betontem A. KaspAr. Kaspar ist sehr klein und kreideweiß, er geht im November in Shorts, sein Haar glänzt so sehr, dass man es fast nicht aushalten kann, darauf zu schauen; Kaspars Hände sind zart und eher durchsichtig als weiß, man kann die blauen Adern unter der Haut sehen. Das sieht aus wie Finger von einem Schlumpf oder wie etwas von einem fremden Planeten.

Kaspar darf essen, was immer er will. Ansonsten gilt die Regel, dass wir drei Stücke Schwarzbrot mit gesundem Belag essen sollen, erst dann irgendwas Schokoladiges. Aber Kaspar hat vier Scheiben Weißbrot mit Nutella, nichts anderes, und das darf er auch. Er isst nie mehr als eine halbe Scheibe, vielleicht ein kleines bisschen von der anderen Hälfte. Man kann den Abdruck seiner Zähne auf der halben Scheibe sehen, die er nicht aufgegessen hat. Sogar seine Zähne sind klein und unauffällig wie bei einer zu früh geborenen Maus oder einer großen Maus mit sehr, sehr kleinen Zähnen. Ich denke oft daran, ihn zu fragen, ob ich das, was er

nicht gegessen hat, haben kann, aber ich tue es nicht, denn Kaspar hat seine eigenen Regeln und über die reden wir nicht.

Kaspar wohnt nicht bei seiner Mutter und seinem Vater. Seine Mutter ist vor einem Jahr gestorben, und sein Vater ist deswegen immer noch so traurig, dass er sich nicht um Kaspar kümmern kann. Ich weiß nicht, wie traurig man sein muss, dass man sich nicht um sein Kind kümmern kann, aber es muss merkwürdig sein, wenn der eigene Vater die Mutter mehr vermisst als einen selbst, und das, obwohl sie schon tot ist. Stattdessen wohnt Kaspar bei seinen Großeltern. Sie kümmern sich sehr um ihn, sie fahren ihn jeden Tag zur Schule, begleiten ihn hinein, helfen ihm beim Ausziehen und stellen einen Behälter mit rotem Saft auf seinen Tisch. Bevor sie wieder fahren, gehen sie vor ihm in die Hocke und sagen: »Du kannst sie einfach bitten, uns anzurufen, wenn wir dich holen sollen.« Dann gehen sie, und Kaspar bleibt zurück an seinem Tisch mit seiner unglaublich großen Hose, mit seinen unglaublich kleinen Beinen, die in der Luft baumeln und hin und her schlackern.

Danach denke ich nicht mehr an Kaspar, bis wir dann Pause haben und er seine Nutellabrote hervorholt.

Kaspar bleibt nicht lange in unserer Klasse. Es ist, als würde er immer weißer und immer dünner. Am Ende isst er nicht mal die Hälfte einer halben Scheibe, aber ich wage es immer noch nicht, ihn zu fragen, ob ich seine Brote haben darf. Eines Tages kommt er nicht mehr. Die Lehrerin sagt, dass Kaspar eine Auszeit nimmt. Das bedeutet, er braucht die Zeit, sich daran zu gewöhnen, keine Mutter mehr zu haben, statt zur Schule zu gehen. Sie sagt auch, dass es sehr schwer ist, jemanden zu verlieren, den man mag, und dass man dann nicht so recht weiß, was man mit dem Raum in einem anfangen soll, in dem die Mutter gewohnt hat. »Es gibt viele Dinge, die man klären muss«, sagt sie, »wie man den Raum einrichten soll, ob jemand anders dort einziehen soll, ob man Möbel auswechseln soll, all so was.«

Sie sagt auch, dass Kaspar für all das Zeit braucht, aber dass es schon irgendwie gehen wird, denn er hat ja seine Großeltern, die sich gut um ihn kümmern.

Ich habe auch einen Raum, der leer steht. Ich weiß nicht, wem ich das sagen soll, oder ob ich es überhaupt jemandem sagen soll, denn meine Mutter ist ja nicht tot. Eigentlich ist niemand tot. Doch, mein Opa ist tot, aber er war alt, und ich

habe ihn nicht richtig gekannt, und er hatte kein eigenes Zimmer in mir. Und doch habe ich einen Raum, der leer steht. Vielleicht hat nie jemand darin gewohnt, vielleicht wartet er darauf, dass jemand einzieht.

Er sitzt direkt unter dem Hals, der Raum, und ich wache oft mit Sodbrennen auf, das tut weh. Eines Tages versuche ich, meiner Lehrerin zu sagen, dass ich einen Raum habe, der leer steht, genau wie Kaspar, und dass ich da so ein Brennen fühle. Doch sie klingt wütend, als sie sagt, dass wir alle irgendwas haben, was wehtut, aber dass es nicht dasselbe ist wie seine Mutter zu verlieren. Das macht mich verlegen, denn das weiß ich ja. Ich weiß ja, dass man nicht traurig sein kann, wenn man nichts hat, das einen traurig macht. Also spreche ich nicht mehr über den leeren Raum, sondern fange an, kleine Nutellastullen in meiner Tasche zu verstecken. Ich esse sie auf dem Weg von der Schule nach Hause, wenn es niemand sieht. Den Raum füllen sie nicht, aber gegen mein Sodbrennen helfen sie ein wenig. Ich erfinde auch einen Zwilling, der tot ist. Sie heißt Nayaa. Ich spiele, dass das ihr Raum ist, der leer steht. Ich rede jeden Tag mit ihr, und sie verspricht, auf mich aufzupassen, sie sagt auch, dass ich sie einfach rufen kann, wenn ich eine Auszeit brauche.

Später, als ich zu groß bin für heimliche Freunde und Nutellastullen, höre ich völlig auf zu essen, genau wie es Kaspar getan hat, kurz bevor er verschwand.

Mein Mathematiklehrer sieht, dass ich mich in den Stunden langweile, und gibt mir einige Aufgaben mit dem Siebenersystem. »Das ist eine ganz neue Art, Teile zusammenzusetzen«, erklärt er mir, aber ich finde, das ist die gleiche Art, nur in einer anderen Reihenfolge.

Stattdessen nutze ich die Zeit, Rüssel und Clownsnasen zusammenzulegen. Das Ergebnis ist eine lange rote Trompete. Oder ich ziehe zehn Mäuse von neunzehn Affen ab und sitze am Ende mit einem Igel und einem Kolibri da.

»Wenn drei und drei sechs ergeben können, dann können ein Igel und ein Kolibri doch wohl ein Pferd ergeben«, denke ich und zeichne ein Pferd, das ich meinem Lehrer gebe.

Ich bekomme eine Drei im Jahreszeugnis. Das hatte ich noch nie, hatte sonst immer nur Einsen oder Eins minus, das macht mich schon traurig. »Das ist doch nur eine Zahl«, sagt mein Lehrer, und da hat er ja recht. Aber ich höre trotzdem auf, mit Clownsnasen zu rechnen, halte mich an die Zahlen, löse alle Aufgaben ohne Fehler und schaffe meine Matheklausur in der halben Zeit.

»Gut in Mathematik, gut in Kummer.«[1]

1 Zitat aus Lea Løppenthins Gedichtband »Marts er bedst/ März ist am besten«. OVBIDAT 2016.